

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

Traumata

Psychische Krisen
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2
Print ISBN 978-3-8498-1766-4
www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman *Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet* (2015)

Schon der Buchtitel verrät: Hier geht es nicht um einen typischen Psychoratergeber. Aber wie flapsig darf der Umgang mit dem Thema »Depression« sein?

Tobi Katze¹ schreibt aus Sicht eines Betroffenen. Aber auch aus der eines Poetry-Slammers, der sich auf – teilweise brachiale – Komik versteht. »Ja, genau so!« sollte, müsste über Depressionen geschrieben werden, rät der Klappentext. Die zigtausend Leser:innen von *Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet*² scheinen das genauso zu sehen. 2020 erschien der Titel in zwölfter Auflage. Und das nicht bei einem Allerweltsverlag, sondern bei Rowohlt, einer der ersten Adressen der Literatur.

Der:Die Leser:in erlangt Einblicke in das ziemlich schräge Leben eines selbstironischen Erzählers, der, wie sein Autor, auf den Künstlernamen Tobi Katze hört und sich nicht scheut, Intim-Autobiografisches preiszugeben. Das beginnt schon bei seiner Wohnsituation. Katze haust in einer einfachen Bude, die er als »Vorgarten von Mordor« (S. 19) beschreibt: »Dieses Schlafzimmer hat seit einem Jahr keinen dauerhaften Besuch gehabt, der sich an Unordnung stören könnte. Der Rest war besoffen.« (S. 9)

Der Protagonist sagt von sich: »Entscheidungen sind das Schreckgespenst meiner Generation«. (S. 11) Entsprechend fehlt ihm ein stringenter Lebensplan. Er geht keinem geregelten Beruf nach und verdient das wenige Geld, das er braucht, durch Autorenlesungen in seinem Wohnort Dortmund oder als Poetry-Slammer, der ziemlich ziellos durch die Lande tingelt. Mehrere Szenen des Romans liefern einen Insiderblick in ein solch eigenwilliges Tourleben:

Sechseinhalb Stunden nebeneinanderstehend im Intercity durch Deutschland hasten und all das für nur fünf Minuten auf einer offenen Bühne ... So ziemlich jeder auf diesen Bühnen hat ein irrationales Feuer. Sich aufzureiben, nur um Literatur für ein paar Minuten lebendig sein zu lassen,

gehört schon fast zum guten Ton. Man schläft zu dritt im Wohnzimmer des Veranstalters auf dem Fußboden, der einzig ruhige Ort in diesen Tour-Tagen ist die Dusche. Man redet über Bahnstrecken und Bahnhöfe und vielleicht mal über Kunst, zu dritt um einen Küchentisch gedrängt, auf dem zwei volle Aschenbecher den Vormittag enthalten. Bunt gewürfelt findet sich da ein Freundeskreis, Freunde auf Zeit aus dem ganzen Land, so fühlt sich dieses Unterwegssein mit der Kunst an. Mal begleiten einen die gleichen Leute für fünf Tage, mal nur für einen Abend. Freundschaftsrotation. Und vor ein paar Jahren waren da eben auch einmal Lene und ich, aus derselben Stadt, aber nur von ferne bekannt, eine Woche gemeinsam unterwegs, aus dem Ruhrgebiet rauf bis nach Bremen und zurück, ausgestreckt im Fahrradabteil irgendeiner Regionalbahn an die Rucksäcke gelehnt ... Vielleicht muss man einige Tage mit jemandem auf Tour gewesen sein, um nachvollziehen zu können, was daran so besonders ist. Nach endlosen Tagen aufeinander, miteinander, da braucht es einen Draht, der viel, viel länger, heißer als andere glühen kann, ohne Schäden zu erleiden. (S. 32f.)

Es gehört zu den Paradoxien des Romans, dass ausgerechnet der, wie wir noch hören werden, psychisch schwer angeschlagene Romanheld auf der Bühne anderen Menschen Glücksmomente bescheren will:

Ich schreibe. Schreibe über meine Gedanken und mein Leben und versuche, darin so etwas wie einen Sinn zu finden oder zumindest einen witzigen Widerspruch für ein kurzes Gedicht, das ich dann auf einer Bühne in ein Mikrofon flüstern kann, um den Menschen eine gute Zeit zu bereiten. (S. 11)

An anderer Stelle:

Ich würde zum Beispiel ganz gerne eine neue Bühnenummer schreiben, damit Menschen wieder lachen können. Irgendwie ist das ja mein Job, aber Themen finden sich so schwer, wenn man nur im Bett liegt und auf Facebook behauptet, Schriftsteller zu sein. Denn der Blick in die Welt, über die sich zu schreiben lohnte, ist von meinem Bett aus recht begrenzt. (S. 13)

Mit jenem Im-Bett-Liegen setzt der Roman ein. Die lethargische Verneinung jedweder Lebensrealität hat nichts mit bohemer ›Arroganz‹ zu tun, sondern ist Resultat einer handfesten Psychokrise, die eine Ursache im Widerstand gegen den gesellschaftlich aufoktroierten Optimierungsgedanken hat. Der Protagonist liegt tagelang untätig im Bett und beginnt einen Smalltalk mit seinen Kleidungsstücken, die überall in seiner Wohnung verstreut herumliegen und danach »schreien«, endlich aufgehoben, gewaschen und sortiert zu werden. Mit bleischweren Gliedern weigert er sich, überhaupt etwas zu tun, geschweige denn etwas Sinnvolles: »Rationales Denken hilft mir in solchen Momenten erstaunlich wenig. Den ganzen Tag im Bett zu liegen, weil mich der Frust darüber, im Bett zu liegen, am Aufstehen hindert, ist eine perfide Endloschleife von geradezu weltironischen Ausmaßen.« (S. 10) Er bezeichnet sein Dasein als »Perpetuum mobile permanenter Frustration« (S. 10) und sich selbst als »leergefegte[n] Hüllenmensch« (S. 119): »Ich kann nichts denken außer, dass ich falsch bin, falsch hier und gefälscht, falsch auf dieser Welt und dass alles falsch ist ...« (S. 90) Die Situation entlädt sich unter anderem darin, dass er sich selbst Schmerzen zufügt, zum Beispiel mit einem Badehandtuch, mit dem er sich die Haut aufschürft:

Und dann plötzlich brennt es auf mir. Das beschissene Handtuch raspelt sich durch meine Haut wie Asphalt, auf dem man stürzt und sich die Arme aufreißt.

Ich habe mechanisch weitergerieben. Abgerieben ...

Ich lasse das Handtuch langsam sinken, betrachte fasziniert die wunde Stelle darunter. Da ist ein Riss in mir, und alles, was an Verrücktheit eingeschlossen sein sollte, wabert fast heraus. Ich kann das selber spüren. Und auch wenn ich sonst wenig spüre, das spüre ich. Ich bin nicht richtig, aber ich will. Normalität. (S. 79)

Tobi ist selbst ein Rätsel, wie er in seine Krankheitssituation hineingeraten ist:

Ich bin da irgendwie reingeschlittert. In mein jetziges »Leben«. Wie das eben so ist, würde ich jetzt sagen, wenn ich wüsste, wie das eben so ist. Ich habe studiert, Germanistik, das kann man durchziehen, ohne sich richtig

darauf ein lassen zu müssen, aber danach habe ich nie wirklich lange bei einer Sache bleiben können. Ich bin hin- und hergetrieben zwischen Nebenjobs und Kunst als Selbstverwirklichung. Habe knallbunteschlimme Flyer in Fußgängerzonen verteilt, morgens um fünf LKWs entladen, sinnfrei Millionen Akten sortiert in den sommeraufgeheizten Katakomben der Innenstadtbüros. Habe Menschen das Gepäck getragen und später Geschichten über sie geschrieben, habe eigentlich alles gemacht – bis auf Panflöten in der Innenstadt spielen. Und dazwischen immer wieder: schreiben, schreiben, schreiben. (S. 10f.)

Er habe sich so lange wie möglich vor der Vorstellung gedrückt, seinem Leben eine produktive Richtung geben zu müssen. Und dann habe er mit einem akademischen Abschluss in der Tasche dagestanden, aber ohne die Fähigkeit, seinen Alltag zu strukturieren: »Ganz konkret heißt das, dass ich eigentlich tun und lassen kann, was ich will.« (S. 11) Um überhaupt Schlaf zu finden, betäubt er sich allabendlich mit Bier.

Katze ist, wie er selbst zugibt, ein komischer Vogel bzw., wie eine Freundin ihn nennt, ein ziemlicher »Honk« (S. 31). Alle aus seinem Umfeld bestätigen dies. Aber das stempelt ihn noch nicht zu einem Außenseiter. Denn im Zeitalter der Nerds ist niemand »ganz normal«. Katze fällt also nicht sonderlich auf. Seine Krankheit kommt auch nicht plötzlich. Sie schleicht sich vielmehr an und übernimmt erst allmählich mehr und mehr das Ruder. Sie geht mit lähmenden Angstgefühlen einher, dem unter »Menschenhaufen« (S. 85) zu gehen, sich auf eine Liebesbeziehung einzulassen, schon bei Kleinigkeiten zu versagen oder überhaupt zu kommunizieren. Der Begriff »Verantwortung« erscheint ihm wie ein Fremdwort:

Wie soll so was gehen? Wie soll Verantwortung funktionieren, wenn ich nicht einmal mein eigenes Herz so ruhig betten kann, dass es eine Nacht sorgenfrei und glücklich schläft, es sich selbst vertrauen kann? ... Es gibt keine Zukunft derzeit, nur Vergangenes. (S. 68)

Als ihn auf einer Party eine Frau anlächelt, beginnt sein Blut panisch zu pumpen. Er verliebt sich augenblicklich in sie, während sie sich ihrem Freund zuwendet: »Mein Herz hingegen – fällt gerade noch die

Treppe runter ... So schnell ich mich auch verliebe, so schnell kommt es angerollt, das ›Schon wieder nicht‹ ... Liebe ist schon ein Arschloch.« (S. 90-92).

In solchen Momenten versiegt die locker-flockige Schreibmanier, wird stumm. So auch, wenn Katze in seiner Stammkneipe auf Jones (eigentlich Johanna) trifft, eine ähnlich verlorene Gestalt wie er, die sich als bildende Künstlerin mit schweren Ölschinken herumplagt. Sie beschreibt sich als »quietschender, böartiger Vogel« (S. 18), er sie als Misanthropin, deren überschäumende Euphorie in Zynismus umschlagen könne. Wie sie ihm gesteht, leide sie bereits seit ihrem 15. Lebensjahr an Depressionen. Katze vergleicht sie und sich mit »[z]wei Taucher[n] im selben stillen See.« (S. 17) Ihr Bewältigungskonzept beschreibt sie mit den Worten: »Ich habe aufgegeben, mich um irgendetwas zu kümmern. Aufgeben befreit.« (S. 125)

In der tobenden Geräuschkulisse eines Clubs fühlen beide eine »furchtbare Stille« (vgl. S. 20f.), eine Wand, die sie von den nichtsagenden »Crazy Party People« (S. 16) trennt. »Ich möchte nicht hier sein. Ich möchte nirgendwo sein« (S. 17), lässt Jones ihn wissen. Und: »Tobi ... du bist schon einer von den Verrückten.« (S. 19)

Katze und Jones gehen wie Geschwister miteinander um, zu einer ernsthaften Beziehung reicht es nicht. Als sie sich auf einer Party begegnen, knutscht sie mit einem anderen herum. Tobi ist wieder mal isoliert.

Johanna geht anders, vitaler, mit der Krankheit um. Letztlich scheitert sie jedoch an ihrem Leben und verübt Suizid, was den Roman mit einer Spur Trauer überzieht und ihm anrührende Züge verleiht.

Im erwähnten Club kommt sich Katze wie ein Fremdkörper vor:

»Warum tanzst du nicht?«, brüllt mir Flippo ins Ohr, den wir alle nur Flippo nennen, weil keiner seinen echten Namen weiß. Er selbst wahrscheinlich auch nicht. Flippo ist eines von diesen Sonnenkindern, diesen Partyarschlöchern, die immer gut aussehen, egal wie sturzbetrunken und weit draußen im Drogenweltraum sie auch sein mögen. Immer sitzen die blonden Haare unter der Kappe extrem geil und lässig, immer baumelt da ein Kettchen im weiten Ausschnitt, und immer hängen die Hosen ein ganzes Stück tiefer als bei einem selbst. Ich mag Flippo, denn mit ihm bleibe ich nie lange alleine und erst recht nicht unbetrunken.

»Ich tanze doch«, schreie ich zurück in Richtung der berstenden Bassbox neben dem Generatorwagen, aber Flippo lacht nur, winkt ab und tanzt davon, um sich wieder von der Menge schlucken zu lassen, die um mich herumschwappt.

Tanze ich also wohl nicht.

Und tatsächlich, ich stehe nur da, bin ganz undefiniert abgestellt von mir selbst, ganz dazwischen. (S. 46f.)

Er zieht aus solchen Situationen das Fazit: »Natürlich will ich nicht einsam sein, das will keiner. Und doch strebe ich danach.« (S. 112f.)

Es gibt ein paar weitere Nerds in seiner Clique, mit denen sich Katze gut versteht. Hierzu gehören der junge, durch eine feste Beziehung gegründete Türke Cem oder Meret, die in einer Kneipe hinter dem Tresen jobbt. Katze zieht sich von solchen Freundschaften immer mehr zurück, sie werden ihm fremd, ja, sind ihm zuwider.

Wenn jemand an seiner Wohnungstür klingelt, steigt geradezu panische Angst in ihm auf. So auch, als er zufällig der Poetry-Slammerin mit den blauen Haaren, Lena, auf der Straße begegnet. Obwohl er sie nett und attraktiv findet, ergreift er die Flucht, um einem längeren Gespräch und möglichen Folgen auszuweichen. Er schlittert immer tiefer in eine Existenzkrise, die ihm wie ein Teufelskreis erscheint.

Er weiß selbst: »Ich verstecke mich, vor Menschen und Leben« (S. 15).

Meine Seele ist anscheinend wirklich beschädigt, wie Psychologen das so sagen in ihrer einfachen Art. Sie ist kaputt, und ich habe keine Ahnung, ob ich sie je wieder reparieren kann, da ich nicht einmal weiß, was ihr eigentlich fehlt. Und ob ihr etwas fehlt oder ob das eine Sollbruchstelle war, schon immer darauf ausgelegt, eines Tages gemeinsam mit mir zu zerbrechen. (S. 34)

»Ich hab das Gefühl, es nicht wert zu sein, geliebt zu werden. Ich bin leer. Also, so gefühlsmäßig. Psychisch.« (S. 24) Für ihn gibt es immer weniger Gründe, seine Wohnung zu verlassen: »Ich habe alle Anlässe abgeschafft, bin eingemauert in Stille und diese ganz persönliche Dunkelheit, die ich durch irgendwas verdient haben werde.« (S. 39)

Weil ihr mich nicht liebt, weil niemand mich lieben kann, wie ich gerade bin, so leer und liebeshungrig, beschließt etwas in mir, zu hassen. Ich fange bei mir selbst an, denn das ist einfach. Mich hassen. Das geht wie von selbst in dem Moment, aber das reicht nicht. Um Längen reicht das nicht, um meiner Verzweiflung und der Verwüstung in mir Ventil zu sein.
(S. 54)

Aber mein Leben kann eigentlich kein Film sein, dafür ist die Hauptrolle viel zu scheiße besetzt. Und hässlich. Und unsympathisch, wenn wir schon dabei sind. (S. 111)

Ein Psychiater soll ihm aus diesem Lebensschlamassel heraushelfen. Der Roman beschreibt gleich mehrere Therapiesitzungen. Sie verlaufen (passend zum Namen des Protagonisten) anfangs wie ein Katz-und-Maus-Spiel. »Müssten Sie nicht mal langsam ein bisschen rumtherapieren bei mir?« (S. 26), fragt Katze den Arzt. Mit seiner realen Lebenssituation hält er hinter dem Berg:

Mein Wochenende war ziemlich unspektakulär, ich habe mit Jones stumpf gesoffen und dann zwei Tage alleine und still im Bett gelegen, mich gehasst und es zwischendurch sogar geschafft, Kaffee zu kochen.

»Mein Wochenende war super«, sage ich also, »richtig was erlebt.«

»Soso.«

»Jaja.«

»Na dann.«

»Ja.«

Wir schweigen.

»Sie haben im Bett gelegen und die Tapete angestarrt, oder?«

Ich zögere.

»Ja, schon«, sage ich dann, »aber das war Raufaser. Das ist irre Action für die Augen.«

»Sie sind ein seltsamer Vogel, Herr Katze«, schmunzelt mein Therapeut.
(S. 27f.)

Später kommt das Thema auf Katzes literarische Ambitionen:

»Ich habe versucht, meine Situation in Worte zu fassen. So schriftstellerisch, meine ich.«

»Das würde ich gerne mal lesen«, sagt mein Therapeut.

»Ich kann's auswendig«, sage ich. »Scheiße. Nur das eine Wort. Scheiße. Auf mehr bin ich irgendwie nicht gekommen. Find's aber ganz gut, eigentlich. Lyrik, da muss man komprimieren, verstehen Sie?« (S. 58)

Später macht der Therapeut Katze den Ernst seiner Lage klar: »Sie müssen was tun«, sagt er dann, immer noch mit dem Blick im Hof. »Ganz dringend! Sie müssen was tun.« (S. 123) Die Krise lasse sich nicht mit ein paar flapsigen Sprüchen einfach wegwischen. Katze gibt das Versteckspiel auf und vertraut sich dem Arzt an. Jener macht ihn mit den Charakteristika des Krankheitsbilds Depression vertraut. Es dauert eine Zeit lang, bis Katze diese Diagnose für sich akzeptiert. Dann aber wirkt sie wie eine Befreiung:

Jetzt, wo ich weiß, dass man das wirklich Depression nennt, was da in mir rumlungert, kann ich mir einige Dinge besser erklären. Früher habe ich immer gedacht, Depressionen haben hieße, schlecht drauf zu sein. Heulen, alles doof finden und traurig gucken – solche Sachen. Das ist natürlich völliger Unsinn. Ebenso, wie es Unsinn ist, mir zu sagen, ich solle doch mal lachen. Das mach ich schon genug, auch wenn ich nicht wirklich fröhlich bin. Aber wenn man lacht, dann lassen die Menschen einen in Ruhe. Und genau darum geht es: nicht auffallen, funktionieren, normal sein. Da ist es wieder, dieses Wort: normal. Ich will ja nur auch so sein. Ganz normal eben. Normal geliebt, normal normal, normal okay, wie ich bin. Vielleicht wirke ich nach außen hin so. Normal. Aber eben nur nach außen. In mir drin – ist Chaos. (S. 63)

Das Gute an Depressionen ist, dass man sich selbst und die eigenen Stärken sehr gut kennenlernt. Mir zum Beispiel war gar nicht klar, dass ich, ohne aufzustehen, Fertigpudding anrühren kann. Ernährung umstellen sei der erste Schritt aus so einer Depression, meint mein Therapeut, und da ist echt was dran. (S. 74)

Es ist Mittag, die Sonne scheint, und mein erster, wirklich klarer Gedanke ist, dass ich nun also tatsächlich verrückt bin. Hochoffiziell. Depression. (S. 64)

In einer weiteren Sitzung gelingt der Durchbruch:

»Sie weinen«, sagt mein Therapeut trocken. »Seit zwanzig Minuten laufen Ihnen Tränen die Wangen runter, und Sie merken das nicht einmal.«

»Ich hab Bindehautentzündung.«

»Und ich keine Lust mehr!« Seine Stimme verliert die Kontrolle, ein wenig nur, aber spürbar. Zu laut, zu schnell.

»Meinen Sie, ICH hätte noch Lust? Dieser ganze Quatsch hier bringt doch überhaupt nichts. Monate sind wir jetzt dabei! Und?! Sie haben mir noch kein beschissenes Stückchen geholfen!«

»Weil Sie so beschissen hilflos sind!«

Seine Worte eine Nadel. Ich: Ballon. Die ganze Praxis: eine einzige Explosion.

Überall Stücke von mir. Ungefiltert, zeitgleich, ungebremst detoniert Frustration aus mir heraus. Wir beide schauen schockiert über unsere Schultern. Therapeut und Patient. Ein Epizentrum aus Worten. Ground Zero. ...

Ich bin. Seit Jahren das erste Mal *bin* ich.

Die Praxis brennt. Trümmerteile meiner Seele stürzen von der Decke und zerschmettern jede Distanz zwischen mir und meinem Therapeuten. Und irgendwann, lass es Tage sein oder Minuten, ist der letzte Sauerstoff verbraucht. Ich bin atemlos im Schutt.

Wir sitzen da, in unseren Sesseln, ich unter wundervollen Tränen, er wie vor die Wand geworfen, stocksteif, stur aber zufrieden.

»Möchten Sie eine Zigarette, Herr Katze?« (S. 120-122)

Der Arzt verschreibt ihm Antidepressiva und rät ihm zur Alkoholabstinenz. Monatelang tut sich Tobi schwer, die Vorschläge zu akzeptieren. Doch dann willigt er ein. Die Medikamente und der Alkoholverzicht zeitigen tatsächlich die erhoffte Wirkung. Katzes Bekannte, mit denen er nun offen über seine Depressionen spricht, erkennen ihn nicht wieder. Anfangs lästern sie, respektieren dann aber seinen Neuanfang. Als er an

der Kneipentheke sein erstes Alkoholfreies bestellt, wirkt das auf seine Kumpel wie ein Faustschlag.

Katze geht immer souveräner mit seiner Situation um. Zugleich kommt er zum Nachdenken über sich selbst: »Wo kommt das her? Wird man verrückt geboren? Oder gibt es irgendwas auf dieser Welt, was mich verrückt gemacht hat? Ist verrückt eigentlich das richtige Wort, oder diskriminiere ich mich da gerade selbst?« (S. 75)

Auch gegenüber seinen Eltern und Geschwistern outet er sich: Was im Roman wiederum seine ernsten, aber auch komischen Seiten hat. Es entwickelt sich das folgende Gespräch:

»Wenn du Geld brauchst, sag doch einfach was«, meint meine Mutter. »Du weißt, dass wir dich immer unterstützen. Und nur weil deine Schwester schwanger ist, lieben wir dich doch nicht weniger.« ...

»Natürlich. Aber wirklich, Junge, wir lieben dich, auch wenn du nie Kinder bekommst.«

«Aber es geht doch gar nicht um Kinder.«

»Du fühlst dich hintenangestellt und nicht ernst genommen. Weil du kein Kind bekommst und keinen richtigen Job hast. Aber das ändert sich. Glaub mir. Da jetzt den Kopf in den Sand zu stecken und sich einzureden, man sei traurig, das hilft nicht«, sagt mein Vater.

Langsam, aber ganz, ganz sicher fängt eine Ader in meinem Hals an zu pulsieren. Ein Bier. Und dann alle umbringen. ...

»Aber du warst doch so ein glückliches Kind ...«, stammelt meine Mutter.

»Immer so fröhlich.« (S. 164f.)

Zum Schluss freundet sich Katze regelrecht mit seinem Krankheitsbild an. Das Zauberwort, das er seinem Therapeuten gegenüber ins Spiel bringt, lautet »Akzeptanz«:

»Du bist ein ganz schönes Arschloch«, sagt die Depression.

»Du auch«, meine ich, und dann liegen wir beide nebeneinander im Bett, als hätten wir gerade sehr schlechten Sex miteinander gehabt, peinlich berührt und sprachlos, weil keiner den riesigen Elefanten thematisieren will, der da dusselig im Raum rumsteht und sich metaphorisch am Arsch kratzt. Wie auch immer ein Elefant das tun soll. (S. 170f.)

Und später dann:

Die Depression grinst über den Tisch herüber. Ich schnippe ein letztes kopfloses Gummibärchen an ihr vorbei.

»Und was hab ich davon?«, fragt sie im Plauderton.

»Keinen Krieg mehr. Und keine Gummibärchen.«

Sie lächelt. (S. 237)

Nachsätze: Bereits zu Zeiten, als es Katze denkbar schlecht ging, gab es für ihn eine Therapie der besonderen Art. Gemeint sind seine eingangs erwähnten Auftritte als Poetry-Slammer. Eines dieser Gastspiele wird im Roman ausführlich geschildert:

Irgendwann *muss* doch jemandem auffallen, dass ich da auf der Bühne und auf meinem Papier zu Hause nichts Besonderes tue, dass das alles schlicht verpacktes Blendwerk ist, da ich nichts besser kann, als allen etwas vorzumachen. Und ich verachte die Menschen dafür, dass sie das nicht so klar sehen können wie ich. Ich verachte Menschen für ihre Unfähigkeit, meine Unfähigkeit anzuerkennen.

Vielleicht geht ein Teil von mir deshalb auf diese Bühnen, jede Woche, um endlich entlarvt zu werden. Immer weiter eskalieren, bis mich endlich jemand aufhält. Es kann doch nicht so schwer sein, zu sehen, dass ich da nur Worte aneinanderreihe. Das kann im Übrigen jeder, so ungefähr ab der ersten Klasse.

Ein Zug Bier. Und die Gedanken verlangsamen. Ich weiß, ein Teil von mir weiß, dass ich da Unsinn denke, dass da etwas dran sein könnte, dass die Menschen mich gut finden. Vielleicht sogar für talentiert halten. Aber der andere Teil in mir, der große, mächtige, der will, dass ich klein bin, ungehört und machtlos. Er hat Spaß am Scheitern, denn er sehnt sich nach dem vertrauten Gefühl, und er brüllt so laut, so unfassbar laut über all die Tatsachen und fremden Worte hinweg, dass ich nur noch ihm glauben kann. Das Geschrei ist alles was ich höre. Und entweder glaube ich *daran*, oder ich glaube an das Nichts und die Leere, denn mehr ist da nicht. Und so habe ich Angst, mir selbst irgendetwas außer der lautesten Stimme zu glauben, Angst, mich zu täuschen, und glaube dem großen Schläger in mir, der mir jeden Tag einbrüllt, dass ich scheiße bin, und mir dann

trotzdem noch eine reinhaut. Das ist immer noch besser als gar keine sozialen Kontakte. (S. 103f.)

Das Bier und Herr Siebenleben gleiten in meinen gerade noch hässlichen Körper und versprühen Sonne und Liebe. Ich zittere vor Spannung auf das, was kommt. Eine Stunde lebendig sein. Fühlen. Geiler Shit. Alles geht schnell: schnell ein Bier, schnell das jetzt ganz erträgliche Gelaber vom Veranstalter ertragen, schnell noch mal auf die Toilette, dann schnell *noch* ein Bier, Sound und Alkohol sind eingepegelt, alles geil. Die Leute rumoren, klatschen. Jemand moderiert, ich raus auf die Bühne.

»Schönen guten Abend, mein Name ist Tobias Siebenleben, und ihr seid heute mein Publikum«, basse ich ins Mikrophon, und dieser erste Satz in meiner tiefen Stimme fegt wie eine Feuerwand durch den Saal, ergreift alles und lässt die Menschen verstummen. Ich bin da. Lebendig. Man hört mich. Nimmt mich wahr. Diese ganzen beschissenen Selbstzweifel kommen mir jetzt so albern vor wie die Gedanken von jemand anderem, die sich zufällig in meinen Kopf verirrt haben. Frequenzüberlagerung, falscher Empfänger. Der erste Gag zündet, irgendetwas mit einem halben Schwein und einem Metzger. Ich weiß es gar nicht genau, ich fliege über Worte und Zeilen, säusele und fluche die Abschnitte entlang, blättere um, atme laut und lachend. *Fünfzehn Minuten, die reichen, die Welt zu verstehen*, hat mal jemand gesagt, und als ich das erste Mal verschwitzt von der Bühne hüpfte, weiß ich wieder, was damit gemeint ist. Depressions-Normalo-Tobi ist noch nicht wieder da, also schnell ein weiteres Bier, das wird ihn aufhalten, ein Weilchen.

»Scheiße, Alter, du brennst heute«, brüllt Mark in der Pause, und er hat recht. Jedes Bier ist hochprozentig für mich, erhöht die Entflammbarkeit. Ein kleiner Funke, und alles detoniert in Tanz und Konfetti. Ich trage eine Maske, das weiß ich, aber sie sitzt fest und wackelt nicht, ist kaum zu spüren, und so denke ich nicht darüber nach und genieße diese andere Persönlichkeit, die mir Bier und Bühne jedes Mal aufs Neue einhauchen, diesen fremden Geist, der von mir Besitz ergreift.

Es ist angenehm, einmal nicht ich selbst zu sein. Was natürlich, wenn man mal genauer drüber nachdenkt, hanebüchener Unsinn ist, denn das bin ja immer noch ich, Bühne hin oder her. Alkohol hin ... oder ... na ja.

Trotzdem bin das ich. Und will immer so sein. Aber ich kann das wohl nur, wenn Bier den stillen Tobi in mir einschließt. ...

Das Leben ist geil in diesem Moment.

Die Pause endet, und wir alle schwärmen zurück, Mark rockt die Bühne halb kaputt mit seinen brachialen Witzen und dann ich, schon viel zu betrunken, aber die Leute lieben mich, zu Recht, wie könnte ich sie jemals verurteilen dafür, schließlich bin ich großartig. Das Feuer aus Fleisch und Worten, ganz und gar zu Hause auf diesen Brettern, die für andere die Welt, für mich aber mein Ich bedeuten.

Applaus, Applaus, der Vorhängt fällt, auch wenn es keinen gibt, Sekt und Zugaben, das letzte Bier, Schulterklopper, »geile Scheiße«, Tasche schnappen, das wirklich allerletzte Bier, zum Mitnehmen. (S. 104-107)

Morgen ist leider auch noch ein Tag hatte, wie erwähnt, schlagenden Erfolg. Rückblickend schreibt der Autor auf seiner Webseite tobikatze.de: »2011 wurde bei mir eine Depression diagnostiziert, und um mich zu rächen, schrieb ich 2015 ein Buch über sie, was zur allgemeinen Erheiterung ein Bestseller wurde. Glauben Sie mir, ich kann's mir auch nicht wirklich erklären. Inzwischen geht's wieder mit der Depression. Das Buch hingegen ist immer noch da. Man kann es schlechter treffen.«

Vorausgegangen war der Buchfassung der Blog *dasgegenteilvontraurig*, der auf Anhieb erfolgreich war. Er wurde aus dem Stand tausendfach in den sozialen Netzwerken geteilt, kommentiert und gelikt. Das machte den *Stern* auf den Blog aufmerksam, der ihn auf seine Webseite übernahm und Katze zu seiner »*Stern-Stimme*« werden ließ.³ Die Zeitschrift urteilt über Katzes Schreibe: »Der Ton, den er anschlägt, ist neu. Frei von Selbstmitleid, ironisch und unterhaltsam. Vielleicht schafft er es gerade deshalb einen unverstellten Eindruck seines Lebens mit der Depression zu vermitteln.«⁴ Über den erfolgreichen Blog wiederum liefen die Fäden zum Rowohlt-Verlag, der Katze, nach *Rocknrollmitbuchstaben*⁵, zu seinem zweiten Buchtitel verhalf.

Der Autor sieht sich selbst in der Tradition seiner Vorbilder Frank Goosen und Jochen Malmsheimer. Zudem verbindet ihn eine langjährige Freundschaft mit dem Kabarettisten Torsten Sträter. Er hält sich dabei zugute, Sträter dazu animiert zu haben, ebenfalls das Thema Depression auf der Bühne offen zu thematisieren. »Ich will nicht sagen,

dass Torsten wegen mir über seine Depression spricht und sie künstlerisch verarbeitet. Aber ich glaube schon, dass meine Arbeit da ein paar Barrieren abgebaut hat.«⁶ Und weiter: »Ich find's großartig, dass er das tut, denn seine sehr verdiente Popularität schafft eine andere Ebene der Öffentlichkeit, die ich eben nicht erreichen kann.«⁷

Anmerkungen

- 1 Das ist Tobias Rauh, geb. 1981 in Hamm, lebt in Dortmund. Über seine Person informiert www.tobikatze.de. 2007 wurde dem Autor der Preis des Dortmunder LesArt-Festivals verliehen für eine Kurzgeschichte, die das Miteinander der Menschen in ›seinem‹ Stadtviertel beschreibt. 2014 wurde er mit dem Bielefelder Kabarettpreis ausgezeichnet.
- 2 Erstauflage der Print- und Hörbuchfassung 2015.
- 3 Heute nicht mehr abrufbar.
- 4 [kr]: *Neue Stern-Stimme Tobi Katze. Das Gegenteil von traurig ist depressiv*. In: *Stern online*, 03.02.2014 (online verfügbar), letzter Zugriff 09.04.2021.
- 5 Helmstedt: Blaulicht-Verlag 2012.
- 6 Zitiert nach: Ulrich Schröder: *Zwiesgespräche mit dem Wäscheberg. Tobi Katze und sein antidepressiver neuer Roman*. In: *trailer online*, 14.12.2015 (online verfügbar), letzter Zugriff 09.04.2021.
- 7 Ebd.

Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEREFahrungen in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFT OBESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461